
XXIII. Jahrg. Berlin, den 24. Oktober 1914. Nr. 4.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1914.



Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65; pro Jahr 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 22.20 Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48,** Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.



Berlin, den 24. Oktober 1914.

Hört Ihr die Toten?

Warschau-Antwerpen.

Was vor acht Tagen hier Gesagte (und Angedeutete) hat mir viele Briefe eingebracht. Einer vermißt die Erwähnung Portugals, das, wie in der Zeitung erzählt wird, dem Deutschen Reich nun auch Krieg ankünden werde. Möglich. Können wirs nicht still abwarten? Portugal ist dem Britenreich, mit dem es, unter Dionysius, 1308 den ersten Handelsvertrag schloß, seit Jahrhunderten verbündet und befreundet. Beide Mächte haben sich in den Entschluß geeint, dieses uralte Verhältniß über allen Wandel der Bündnißpolitik hinaus zu erhalten. Entrafft Portugal, das hier stets eine Filiale des londoner Weltgeschäftshauses genannt wurde, sich bequemer Neutralität und nimmt die Fährniß des Krieges auf sich, dann folgts englischem Befehl; und nützt die Gelegenheit, um sich seine wichtigsten Kolonien, Angola und Mozambique, von dem mächtigen Freund verbürgen (oder hoch bezahlen) zu lassen. Die sollten wir lange schon erben (mindestens seit dem Abschluß des anglo-deutschen Vertrages vom Jahr 1898). Die will England uns jetzt sperren. Das Portugiesenheer, achtzig- bis hunderttausend Mann, könnte irgendwo eine Lücke füllen; Kitchener ist aber zu klug, um seinen Kriegsplan an die Schlagkraft solcher unerprobten Truppe zu hängen. Beträchtlicheres könnte die Republik für den Machtbezirk Churchills leisten. Lissabon und Lagos wären brauchbare Stützpunkte für die Marine der Westmächte. Und in portugiesischen Häfen liegt seit dem Kriegsanfang wohl manches deutsche Schiff, dem übermorgen, auf unseres Vet-

ters Wink, der an der Küste neutraler Staaten völkerrechtlich giltige Schutz entzogen werden könnte. Daß im antwerpener Hafen unsere Handelsdampfer fast ungeschädigt blieben, beweist noch nichts für das Schicksal der vor Portugal ankernden. König Albert von Belgien hat den Patron wohl gebeten, nicht durch völlige Zerstörung der Kauffahrer den starken Feind in noch grimmeren Zorn zu reizen. (Schwatz ist die Behauptung, England „entehre sich durch die Forderung solcher Hilfe“. Die nimmts, wo sie zu haben ist; wo ein Vertrag sie zur Pflicht macht. Dürften wir anders handeln? Vergesset, liebe Leute, doch nicht, wie minniglich Ihr die Japaner umwarbet.) Die ehrenwerthe Sippe, die das Lusitanierreich regirt, würde unter Wonneschauern den Krieg gegen die Macht rüsten, der Manuel, der von ihr entthronte König, seit der sigmaringer Hochzeit verschwägert ist. Im nächsten Jahr könnte Portugal die fünfhundertste Wiederkehr der Tage feiern, da ihr erster Johann Ceuta eroberte und dessen Sohn Heinrich (der Seefahrer) die Heimath in den Rang der Kolonialmächte hob. Wir müssen hoffen, daß wir, in Angola und Mozambique, dieses Halbjahrtausendfest auf deutsche Art mitfeiern werden. Ein anderer Brief fragt nach der von mir erwähnten Huldigungadresse des polnischen Adels. Die ist in Polenblättern schon in den letzten Augusttagen veröffentlicht worden. Adressat: Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, Generalissimus des russischen Feldheeres. Wortlaut: „Mit tiefer Freude erfüllt uns Eurer Kaiserlichen Hoheit Anzeige, daß Rußlands tapferes Heer die Waffen ergriffen hat, um die Slawensache zu vertheidigen, den unserer Nation heiligen Gedanken der Erneuung polnischer Reichsmacht Wirklichkeit werden zu lassen und unter dem Szepter Seiner Kaiserlichen Majestät alle Glieder des zerstückten Polenstaates wieder zu vereinen. Wir, die Vertreter aller politischen Parteien und sozialen Gruppen, sind innig überzeugt, daß aus dem Blut, das Polens und Rußlands Söhne in gemeinsamem Kampf gegen den gemeinsamen Feind vergießen werden, beiden slawischen Völkern ein neues Leben, eins friedlicher Freundschaft, erblühen wird. An diesem bedeutsamen Tag, den die Polengeschichte nie vergessen kann, spricht aus unserer Seele der heiße Wunsch, daß Rußlands Heer siege; stärkt uns die Zuversicht auf den Triumph dieses unter dem Befehl Eurer Kaiserlichen Hoheit fechtenden Heeres. Wir bitten, unseren Glückwunsch und den Aus-

druck unserer Unterthanentreue Seiner Majestät zu Füßen zu legen." Fünfundsechzig Namen stehen darunter; Namen der höchsten Edelmannschaft und wilder Demagogen, Kirchenpfründner und Christlich-Sozialen. Graf Branicki, vier Gorski, Kozlowski, Komierowski, Krasinski, Morawski, Potocki, zwei Radziwill, die Fürsten Lubomirski und Woroniecki, Graf Wielopolski, sogar der Romanschreiber Reymont, der sich bisher als einen Russenfeind gab. Die oft angekündete Revolution ist einstweilen nicht Ereigniß geworden. Rußland hat sich zur Wiederherstellung des Polenreiches verpflichtet. Herr Roman Dmowski, Führer der National-Demokraten, soll auch aus London das Versprechen heimgebracht haben, daß die englische Regirung nur einem Friedensschluß zustimmen werde, der dieses Polenstaates Selbständigkeit und freies Lebensrecht sichert. (Wer, fragt Herr Asquith, „wagt nun noch, zu sagen, daß wir unbarmherzigem Absolutismus verbündet seien? Unser Wille bringt allen Slawen neuen Lenzes Wunder und wirkt die Auferstehung des grausam gemordeten Polenreiches.") Gewiß ist, daß die russischen Heerhaufen überall den Polenbesitz zärtlich schonen. In Ostpreußen haben sie nur deutsches Eigenthum vernichtet, Herrenhäuser und Läden der Polen aber vor Zerstörung und Plünderung bewahrt. Auch in Lemberg, wo die Russen nun seit acht Wochen hausen, soll das Plündern streng verboten und jeder ansehnliche Laden durch Posten geschützt worden sein. Also, meint Mancher, müssen auch wir neuen Aufflug des Weißen Adlers verheißen. Nein. Das Polenreich müßte den Staatsverband Preußens lockern; würde ihm schnell gefährlicher, als Serbien dem Beherrscher Kroatiens und Bosniens je war. Wenn diese Meinung des Wahrheitbeweises noch bedürfte, wäre er jetzt erbracht: weil sie Preußens Macht zersetzen, im Ost Deutschlands Grundmauern lockern möchten, wollen Briten, Franzosen, Russen den Polenstaat. Den, noch einmal, könnte Preußen nur dulden, wenn es sich entschlossen hätte, Posen, Westpreußen, Oberschlesien aufzugeben. Scheidet, Erdvertheiler, dieses Wahnes Gerippe aus Kalkul und Rednerei. Was Graf Rechberg nicht erlangt hat, kann ein Freiherr von Rechenberg, als aufrechter Wahrer deutscher Nothwendigkeit, gar nicht erst erstreben. Aus einer dritten Briefsorte spricht der Zweifel: ob ich das Dreieck des anglo-franko-belgischen Verhältnisses richtig gezeichnet habe. Hier stand: „Ich

glaube nicht, daß die belgische Bourgeoisie, der jede Gewerbestörung ein Gräuel ist, den Franzosen den Durchzug (in unser Rheinland) gestattet, noch, daß England dem Bundesgenossen erlaubt hätte, den König Albert zum Lehnsmann der Republik zu ducken." Im April 1839 schrieb der Belgierkönig Leopold, der, seit der Räumung der Scheldebefestungen, Herr seines ganzen Gebietes, von Englands Haltung in Hader mit Holland und Frankreich aber durchaus nicht entzückt ist, an die Nichte Victoria: „Die Volksstimmung ist schroff gegen England, in dem die Belgier eine Stütze zu finden hofften, das sich aber in jeder Entscheidungstunde wider sie gewandt hat." Aus dem Buckingham-Palast antwortet die Königin: „Wenn Ihre Belgier uns zürnen, sind sie sehr ungerecht. Den Druck, den wir auf Belgien übten, war von seinem, nicht von unserem Nutzen geboten. Heute scheints Härte; doch die Zeit wird lehren, daß England der wahre Freund Belgiens war und ist." Drei Jahre zuvor hat der Britenkönig in Windsor zu Leopold gesprochen: „Wenn jemals eine Macht, Frankreich oder eine andere, in Ihr Land einzubrechen versucht, müssen wir sie sofort mit Wehr und Waffen bekämpfen. England könnte solchen Einbruch niemals zugeben." Als Victoria an dieses Wort ihres Vorgängers erinnert wird, bestätigt sie, daß es auch ihrem Willen den richtigen Ausdruck gebe. Am ersten Februar 1842 schreibt sie an den Onkel: „Der König von Preußen (Friedrich Wilhelm der Vierte, der zur Taufe des Fürsten von Wales, unseres lieben Eduard, nach Windsor Castle gekommen ist) scheint mir ein sehr liebenswürdiger Mann, von freundlicher Gemüthsart und bestem Wollen. Er hätschelt den Gedanken, Belgien in ein intimes Verhältniß zu Deutschland zu bringen; und ich glaube, daß die Erfüllung dieses Wunsches den Belgiern sehr nützlich würde." Aus Laeken antwortet der Onkel: „Gewiß könnte uns nichts nützlicher sein als die engste Verbündung mit Deutschland. Die wünscht auch das belgische Volk. Doch leider stand man in Deutschland Jahre lang auf einem kindischen Legitimitätbegriff und stieß uns zurück. Dadurch wird die Annäherung nun erschwert. Die Reise des Königs von Preußen (der den ‚Blusenkönig' Leopold besucht hat) kann wohltätig wirken; sie lehrt ihn die westeuropäische Stimmung kennen und muß ihn den Klauen Rußlands entreißen." Vierzehn Jahre später, während des Krimkrieges, spielt Leopold mit dem Wunsch, Belgiens

Neutralitätpflicht abzuschütteln. Victoria schreibt: „In dieser Pflicht wurzelt Belgiens Leben. Die Großmächte haben für Ihre Neutralität die Bürgschaft übernommen und keine Möglichkeit kann Sie von solcher Pflicht entlasten.“ Leopold fügt sich; murrt aber: „Wenn unsere Neutralität geachtet werden soll, muß sie geschützt sein. Frankreich könnte sie, wenn es in einen großen Krieg verwickelt wäre, leicht brechen, von uns fordern, daß wir in Gemeinschaft mit ihm kämpfen, und, wenn wir uns auf die Neutralität berufen, Belgien besetzen. Dann sind wir verpflichtet, uns zu vertheidigen, aber auch berechtigt, von den Bürgen Schutz zu verlangen.“ Der wird zugesagt. Ist seitdem hundertmal von London aus zugesagt und wäre auch gegen französischen Einbruch gewährt worden. Daß er, trotz der zähen Tapferkeit und Schießkunst der Briten, den Heldenschritt unseres Heeres nicht lange zu hemmen vermochte, ist kein Grund zu deutschem Gewissensgram.

Karol.

König Karl, der in Rumänien Karol hieß, ist gestorben. Nach zwei Monaten bittersten Leides. Im Lenz war ein Halbjahrhundert geschwunden, seit er, als Ordonnanzoffizier des preußischen Kronprinzen, in Schleswig-Holstein einritt. Premierlieutenant der Zweiten Gardedragoner; mit einem Schwärmergefühl für ein schönes Fräulein aus der Sippe Louis Napoleons im Herzen, das diesem Glück doch entsagen sollte. („Mir, sprach König Wilhelm später zu dem Fürsten, „ist die Ueberwindung meiner Jugendliebe nicht so leicht gemacht worden; mich hat kein Kriegs- und Feldleben zerstreut.“ Düppel und Fridericia. Der jütische Wind verwehte das Leid. Der Prinz hat erlebt, daß Preußen und Oesterreich sich verbündeten, schieden, wieder fanden. Wilhelms Ministerpräsident besinnt schon die gewaltsame Scheidung, als, am letzten Märztag 1866, Bratianu Karls Vater, den Fürsten Karl Anton, Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens, in Düsseldorf bittet, dem Sohn die Annahme der rumänischen Fürstenwürde zu gestatten. Vierzehn Tage danach sitzt Karl mit Kameraden am Kasinotisch und liest in der Zeitung, die Lieutenance-Princière und das Ministerium habe ihn, als den Nachfolger Cusas, zum Fürsten vorgeschlagen, ihm den Namen „Karol I.“ zugedacht und das Volk freue sich des Planes. Gesegnete Mahlzeit! Karl von

Preußen nennt ihn, als künftigen Vasallen des Sultans, im Opernhaus schon einen Türken. Fünf Millionen Rumänen, depeschirt Bratianu, huldigen ihrem Herrn und erflehen ihm, in alle Kirchen des Landes geschaart, den Segen des Himmels. Wilhelm sieht, wie immer, zuerst das dichte Gewölk vor dem Azurzelt; als Haupt des Hauses schreibt er: „Du hast Dich ganz passiv zu verhalten, weil große Bedenken obwalten, da Rußland und die Pforte bisher gegen prince étranger sind.“ Meint, erstens, als Vasall der Pforte habe ein Hohenzollern keine würdige Stellung; zweitens, Preußen könne, wenn Karl Antons Sohn dem Rufe folge, in den Orientsachen nicht mehr neutral bleiben. „Uns bliebe eine Art von moralischer Verpflichtung, bei Gefahren für ihn einzutreten.“ (Hört! Hört!) „Wohin aber ein solches moralisches Band Preußen führen könnte, ist gar nicht abzusehen; wenn diplomatische Mittel fruchtlos geblieben sein sollten, müßten wir, bei unserer geographischen Lage zu jenen Ländern, die materielle Unterstützung versagen, also auch von vorn herein die moralische Verpflichtung als nicht existiren könnend perhorresziren, was doch wiederum ein schmerzliches Gefühl erregen muß. Aus dynastischen und politischen Rücksichten kann ich diese wichtige Frage nicht couleur de rose ansehen.“ Macht nichts. Karl will hin; vor der großen Lebensaufgabe sich nicht in thatlose Prinzenbehaglichkeit verkriechen. Am neunzehnten April holt Keudell ihn zu Bismarck (den Venenschmerz am Gehen hindert). Andere Tonart. „Fahren Sie sofort nach Bukarest!“ Ohne Erlaubniß des Familienhauptes und Kriegsherrn? „Ersparen Sie ihm die Entscheidung. Das wird ihm willkommen sein. Nehmen Sie Urlaub ins Ausland; er ist fein genug, die Absicht zu durchschauen (ich kenne ihn genau). Dann nach Paris; Geheimaudienz bei Napoleon, der Ihre Sache, ohne den Umweg über die Pariser Konferenz, bei den anderen Mächten führen soll. Rußland und die Türkei werden protestiren; Oesterreich wird Alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern zu bringen. Das braucht Sie nicht zu beunruhigen; für die nächste Zeit werde ich Oesterreich beschäftigen. Ich selbst werde gegen Sie stimmen, weil ich im Augenblick Rußland nicht ärgern will und den Staat nicht dem Familieninteresse dienstbar machen darf. Sind Sie aber erst einmal in Rumänien, steht Europa vor einem fait accompli, dann findet sich alles Uebrige schnell; Proteste bleiben auf dem Papier und die That-

sache setzt sich von selbst durch. Schreiben Sie aber, bevor Sie abreisen, an den Zaren, daß Sie in ihm Ihren wichtigsten Schützer sehen und die zuversichtliche Hoffnung haben, in Gemeinschaft mit Rußland einst zur Lösung des Orientproblems mitwirken zu können. Läßt sichs gar machen, daß Kaiser Alexander Ihnen eine Großfürstin zur Frau giebt, dann haben Sie an Rußland einen festen Halt. Gehts in Rumänien nicht, dann kommen Sie eben zurück; und werden sich stets mit Vergnügen eines coup erinnern, wegen dessen Sie Keiner tadeln kann. Doch glaube ich, daß es gehen wird. Dem Französischen Botschafter Benedetti habe ich, sous discrétion, meine Idee ausgesprochen; er meint, der Kaiser werde Ihnen ein Schiff zur Verfügung stellen, das Sie von Marseille nach Rumänien bringt. Ich wäre für einen gewöhnlichen Dampfer; denn die Hauptsache ist, daß die Reise ganz geheim bleibt." Der Rath hat Hand und Fuß. Kommt von Einem, der sofort sieht: Die Westmächte werden für Karl, Russen und Türken nicht unversöhnlich sein und die Wiener ihn als ein nothwendiges Uebel ertragen. Der König warnt noch einmal und findet Bismarcks Plan wieder zu tollkühn; gewährt aber Urlaub nach Düsseldorf und entläßt den Prinzen mit den Worten: „Gott behüte Dich!" Die Pariser Konferenz beschließt, ein Rumäne solle in Rumänien regiren. Aus der Konferenzstadt aber schreibt die kluge, von der Gunst des Kaisers besonnte Frau Hortense Cornu: „Nehmen Sie an! Auch wenn die Konferenz Sie nicht anerkennt, sind Sie der Erwählte der Nation und bleiben, Ihr Leben lang, Fürst von Rumänien. Das ist hier Oeffentliche Meinung. Sogar die Gegner Ihrer Wahl (außer den Ministern sinds wenige) fragen mich, ob Sie die muthige Kraft zur Annahme haben werden. Fallen Sie nicht in den unleidlichen Fehler der Deutschen, die ‚Rücksichten'. Wer stets ‚Rücksichten' nehmen will, leistet nichts und ist nichts."

Himmelfahrt. Zwei wichtige Meldungen: die Konferenz hat die Wahl annullirt und Preußen hat sein Heer gegen Oesterreich mobilisirt. Oberst von Redern fordert des Prinzen Rückkehr in die Garnison. Jetzt muß gehandelt werden. Abschiedsgesuch an Wilhelm (ders erst bekommen soll, wenn Karl in Salzburg ist). Ritt nach Benrath; zum letzten Mal als preußischer Gardedragoner. Umzug im Schloß. Der Civilist trifft Husaren und Kürassiere, denen er vorflunkern muß, morgen werde er wieder in Berlin sein. Fährt

aber, über Freiburg, nach Zürich. Briefe an Louis Napoleon, Abd ul Aziz, Alexander Nikolajewitsch. Der Zar darf den süßesten Bonbon lutschen. „Des hohen Schutzes, den Eure Majestät mir zu bewilligen geruhen, will ich mich würdig erweisen. Die Interessen Ihres großen Reiches weichen von denen Rumäniens nicht so weit ab, daß ich gehindert wäre, meine Pflicht mit ehrfürchtiger Anhänglichkeit an Eure Majestät zu vereinen. Das Verhältniß der beiden Länder soll noch inniger werden. Und bis zu der von der Vorsehung zu bestimmenden Stunde, die den Orient und die Christenheit befreit..." Ganz schlau. In Sankt Gallen sorgt Landamman Aepli für Pässe (Karl Anton ist Ehrenbürger der Stadt). Karl klemmt eine Brille hinter die Ohrmuscheln und ist nun Herr Karl Hettingen, der „in Geschäften" nach Odessa reist. München; Salzburg. Im Wartesaal österreichische Offiziere, die ihn aus Schleswig kennen. Balaceanu, Rumäniens pariser Agent, hat gewarnt: „Die Oesterreicher lassen Sie erschießen." Eine Zeitung großen Formates deckt ihn vor gefährlichen Blicken. Auf allen Bahnhöfen wimmelts von Militär; und Karl Hettingen sitzt zwischen Mittelbürgern im überfüllten Abtheil Zweiter Klasse. In Basiasch ist das Eilschiff schon fort; er muß zwei Tage in dem austro-serbischen Grenznest warten, läßt es, via Aepli, der unruhvollen Familie melden; und hört, abends, am Wirthstisch: „Der neue Rumänenfürst? Den jagen die Walachen doch bald wieder weg. Uebrigens sind die Türken schon eingerückt." Die Geschichte fängt gut an. In der Pfingstsonntagsfrühe sitzt er, zwischen Kleinbauern und Frachtstücken, in der Zweiten Klasse des Donaudampfers. Nach Vier ist Turnu-Severin erreicht; die erste Rumänenstadt. Er will von Bord. Der Kapitän hält ihn auf. „Ihr Billet gilt ja bis nach Odessa." Bratianu, der bisher fremd thun mußte, drängt vorwärts. Der Prinz springt auf die Landungbrücke: und ist in der neuen Heimath. Der mit acht Pferdchen bespannte Wagen, den Dorobanzen (Milizreiter im Schnürrock schwarzer Husaren) eskortiren, rast, über Landstraßen und Blachfelder, Dörfer und Städtchen, nach Bukarest. Jubel. Täubchen bringen Grußverse und dreifarbige Schleifen. Eine Blumenlawine wälzt sich auf ihn. Trop de fleurs? Vom Himmel strömts in das unter drei Monden verdorrte Land: und Regen ist Segen. Vor einem häßlichen, einstöckigen Hause steht ein Doppelposten neben der Fahne. „Was ist denn da?" General Golesku: „Das ist das Schloß." Karl ist im Orient.

In den letzten Märztagen des Jahres 1866 hatte der Französische Generalkonsul Tillos seinem Minister Drouyn de Lhuys gemeldet, Rußland wolle die (unter Alexander Cusa erreichte) Einheit der Donaufürstenthümer Moldau und Walachei wieder lösen; wenn die Westmächte das Gewebe Gortschakows nicht rasch zerrissen, werde ihr Einfluß versickern. Der bukarester Posten wird wichtig; und Tillos von dem Baron d'Avril abgelöst, der in der Donaukommission gesessen hat und nach Konstantinopel delegirt war. Cusa ist entthront, der Graf von Flandern, der Bruder des Belgierkönigs, hat die Krone abgelehnt, Frau Cornu die Blicke Bratianus und Napoleons auf den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen gelenkt. Der soll flink heirathen; Rumänien, schreibt ihm die Patronin aus Paris, „braucht das Vorbild eines tugendhaften Fürsten und einer glücklichen Fürstenehe; die Unsittlichkeit ist die schwärende Wunde, die das Land unter dem Türkenjoch erhalten hat." Ein Putsch, der am fünfzehnten Apriltag durch die Straßen von Jassy lärmt, wird von Gortschakow in einen Volksaufstand umgefälscht, der beweist, daß die Moldau sich selbst regiren, nicht von Bukarest abhängen wolle. Prinz Karl ist gewählt worden. Doch das Heer hat lange keinen Sold erhalten und unter den Offizieren gährt es noch; manche, die den Fürsten Cusa vom Thron stießen, fühlen sich von der Verschwörerthat nun befleckt und möchten im Blut Derer, die daraus Nutzen zogen, die Schmach abwaschen. Frankreichs Geschäftsträger warnt: „Ein Prätoritaneraufstand ist keine Sühnung; und müßte den Prinzen, den Ihr ruft, abschrecken." Sind die grimmigen Krieger von Rußland bestochen? Baron d'Avril deutet an, daß ers glaube, und meldet seinem Chef, Gortschakow habe nach Bukarest telegraphirt: „Frankreich schlägt vor, einen Hospodar auf vier Jahre zu wählen. England und Oesterreich sind für Bibesko (den Sohn). Wir antworten: Da von einem fremden Prinzen nicht mehr die Rede ist, muß den Fürstenthümern die freie Wahl eines eingeborenen Hospodars (oder zweier), den Mächten die Bestätigung und Kontrole vorbehalten werden. Von der Kandidatur des Hohenzollernprinzen hat der König von Preußen abgerathen." Zu spät. Wenn der Prinz nicht zusagt, meutert in der Moldau das Heer und die Walachei reißt sich vom Einungband los. Am dreiundzwanzigsten April sagt Bismarck zu dem Oberst von Rauch, den Fürst Anton von Hohenzollern nach Berlin geschickt hat, Prinz Karl müsse

die Krone annehmen, in Paris sich den Beistand des Kaisers sichern, rasch nach Bukarest reisen und von dort dem Zaren den Wunsch andeuten, sich einer Kaiserlichen Hoheit von Leuchtenberg zu vermählen. Da das russische Zettelplänchen mißlungen ist, meint Offenberg, Gortschakows Werkzeug in Bukarest, die Heirath werde möglich sein, wenn Karl anerkannt und dem Sultan nicht mehr unterthan sei; denn eine russische Prinzessin dürfe niemals unter Türkenaufsicht („podene Turkom") stehen. Vier Tage nach Bismarcks Mahnung meldet D'Avril das endgiltige Wahlergebniß: 685969 Stimmen für, 224 gegen Karl. Bald danach, er werde von den Russen der Agitation gegen den fremden Prinzen verdächtigt. Gortschakow lügt weiter. Am dreizehnten Mai bestätigt die neue Kammer die Wahl. Am zweiundzwanzigsten ist Karl in Bukarest.

So hats angefangen. Rußland liebte den Kömmling nicht, Eugenie Maximilianowna Leuchtenberg nahm einen Oldenburger und Fürst Karl wurde, nach seinem Sieg bei Plewna, von Gortschakow noch schlechter als 1866 behandelt. Er mußte Süd-Bessarabien, das der Zar im Pariser Vertrag verloren hatte, gegen die Dobrudscha austauschen und den russischen Truppen den Durchmarsch nach Bulgarien erlauben. Als Karl zögerte, diesen Artikel des Vertrages von San Stefano zu schlucken, pfauchte Gortschakow (wie D'Avril berichtet) den Vertreter Rumäniens an: „Was? Ihre Regirung will gegen den achten Artikel protestiren? Dann wird mein erhabener Herr, den schon Eure Haltung in dem bessarabischen Handel verstimmt hat, den Rest seiner Geduld verlieren, Euer Ländchen besetzen und Eure Armee entwaffnen." Seitdem gilt trägen Köpfen als gewiß, daß Rumänien den Russen verfeindet, Oesterreichern, Ungarn, Deutschen in zärtlicher Treue verbündet ist. Doch Rumänien war auf Rußland, auf Nord- und Südslawen, nach der Stärkung und Verbündung Serbiens und Griechenlands, mit südostwärts erweitertem Gebiet, viel mehr angewiesen als in den Tagen, da Bismarck dem Fürsten Karl rieth, jedem anderen Wunsch den nach einem guten Verhältniß zum Zaren voranzustellen. Der Geheimvertrag mit Deutschland, die Militärkonvention mit Oesterreich: Das waren strategische Stellungen, die für eine bestimmte Frist nützlich schienen. Ist diese Frist nun verstrichen? Der Rumäne spricht am Liebsten Französisch, schwärmt für Frankreichs Geist und Kunst, Sitte und Mode; und der kluge Gesandte Blondel,

Ehrenbürger von Bukarest, hatte, mit Delcassés, Hartwigs und Schebekos Hilfe, den russo-rumänischen Pakt im Wesentlichen fertig gemacht, ehe dem König Karl gestattet wurde, ein Lendenstück aus dem Leib Bulgariens zu schneiden. Wer stets nur auf die Dummheit der Anderen rechnet, stolpert in gefährliche Brüche. Und über alle Vorstellungmöglichkeit dumm wäre Rumänien gewesen, wenns nicht sein ernstestes Trachten auf eine würdige Verständigung mit Rußland gerichtet hätte. Von Oesterreich-Ungarn wird es freilich nicht bedroht; aber Habsburg-Lothringen herrscht über vier Millionen dako-rumänischer Menschen: und die Sehnsucht, einst über die Karpathen zu klettern und die Brüder zu befreien, lebte zwischen Mangalia und Verciorowa längst still in den Hirnen, als die Leiter der Kulturliga sie durch die Gassen schrien. Ob Graf Berchtold das Königreich gehätschelt oder gehudelt hat, ist nicht so wichtig, wie Manchen dünkt. Lange vor den Balkankriegen wurde aus den Schulbüchern gelehrt, daß es außer dem freien Rumänien eine Roumaine asservie gebe, die siebenundzwanzig ungarische Komitate, achtzehn davon in Siebenbürgen und dem Banat, und die Bukowina umfasse; wurde den Schülern eingeprägt, daß Dako-Rumänien von Rechtes wegen fünfzehn Millionen Einwohner habe, und abgefragt, wider welchen Staat ihr Haß sich rüsten müsse; hing an den Wänden der Schulstube eine Landkarte, auf der Karls Reich achtzig Kilometer vor Budapest endete. Solche Saat kann auch der Reiterstiefel Stephans Tisza nicht zerstampfen. Und denkt Keiner mehr daran, daß die Rumänen in Albaniens Kutzowalachen (Zinzaren) ihre Vettern sehen, daß die bukarester mit der römischen Regirung das Gebild eines albano-walachischen Staates (zwischen Adria und Wardar) erörtert hatte und daß nicht Familiensimpelei den alten König Karl trieb, die Kandidatur Wied zu begünstigen? Rumänien will einen Theil des südbessarabischen Grassteppenlandes, den weder eigene Kraft noch der auf sämmtlichen Beinen lahme Dreibund ihm sichern könnte, von der Schwagergunst des Zaren zurückerbitten, in den Bergbezirken Albaniens und Makedoniens gewichtig mitreden, seine „geknechteten Söhne“ aus Ungarn und Oesterreich erlösen und zwischen Slawen und Romanen des Mittleramtes walten, zu dem es sich durch seine Lage und durch seine Geschichte berufen glaubt. Der Weg, der an dieses Ziel führen kann, ist um ein beträchtliches Stück verkürzt worden:

durch Oesterreichs verhängnißvollen Entschluß, auf dem östlichen Adriaufer den Italern lieber als den Serben eine Heimstätte zu bereiten. Geschieht es morgen nicht, so doch in Zukunft.

Wenn Rußland nicht in Ohnmacht sinkt. Als dem Prinzen Karl von Hohenzollern die Krone der Donaufürstenthümer angeboten ist, räth Bismarck ihm, sie anzunehmen und schleunig dann um eine russische Großfürstin zu werben. „Ist Rußland gewonnen, dann ist Alles gewonnen." Karl glaubt ihm lange nicht. Schreibt noch im Januar 1868 an seinen Vater: „Die größte Gefahr für Rumänien wäre ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland; Frankreich wendet in diesem Augenblick Alles auf, es zu Stande zu bringen. Frankreich ist heute gezwungen, seine Feinde sich zu Freunden zu machen, denn Niemand ist mit ihm. Im ganzen Orient ist man gegen Frankreich." Ein Jahr danach liest er in einem Brief Bismarcks: „Das Erreichbare scheint mir für Rumänien der Titel eines ‚Belgien der Donaumündung', für Eure Hoheit der Ruhm und der Dank Europas, wie König Leopold sie hinterläßt. Jede expansive Politik bringt Eure Hoheit auf der einen Seite in Konflikt mit fast allen europäischen Mächten, ohne daß eine preußische Regirung berechtigt wäre, die Kräfte dieses Landes für die dynastischen Sympathien, die Seine Majestät für Eure Hoheit beseelen, einzusetzen. Auf der anderen Seite schwächt jedes Streben nach außen die Autorität Eurer Hoheit im Innern. Wenn diese Auffassung die Billigung Eurer Hoheit finden sollte, so würde sich aus ihr das freundliche Verhältniß zu Ungarn von selbst entwickeln. Ich will in keiner Weise zureden, die Beziehungen zu Rußland abzukühlen; sie werden auch unter guten Beziehungen Rumäniens zu Ungarn nicht zu leiden brauchen, wenn es Eurer Hoheit nur gelingt, Beziehungen zu Petersburg, zum Kaiser wie zum Kanzler, zu pflegen, die nicht durch den Kanal aufgeregter und aufregender Konsularagenten gehen; die Kaiserliche Regirung selbst ist viel billiger und gemäßigter als ihre orientalischen Agenten. Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumänischen Absichten auf Siebenbürgen würde jeder preußische Minister gezwungen sein, sich mit allen Mitteln zu verwahren. Sobald Eure Hoheit auf einen wesentlichen Theil der vorhandenen Truppen für jede rechtmäßige Benutzung im Innern zählen können, würde ich ehrerbietigst zu einem sehr festen, auf Biegen oder Brechen be-

rechneten Auftreten gegen alle diejenigen Elemente rathen, welche Eure Hoheit in Händel mit der Pforte oder mit Ungarn zu verwickeln bemüht sind. Glauben Eure Hoheit aber nicht, die Macht in Händen zu haben, um die Leute unschädlich zu machen, welche für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft Eurer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen Herrn aus so hohem Haus wie Eure Hoheit bewegen könnte, eine so undankbare Aufgabe weiterzuführen." Preußen ist noch nicht an das Ziel seines deutschen Wunsches gelangt; will verhüten, daß die Ruhe der Wochenstube, aus deren Wehen Einheit werden soll, gestört werde; muß fürchten, daß Rußland, nach dem Drohwort des ersten Nikolai, die Einung der deutschen Stämme zu hindern trachten werde; und möchte drum Alles stärken, was, als magyarisches oder osmanisches Corps, in der Stunde der Noth wider den Zar-Bedränger mobil gemacht werden könnte. Im August 1869 fährt Fürst Karl nach Livadia und wird vom Kaiser Alexander (dessen Begleiter, lang ists her, noch Osten-Sacken, Kotzebue, Glasenapp, Adlerberg heißen) herzlich empfangen. Alexander Nikolajewitsch stöhnt: „Die erste Höflichkeit, die Sie mir erweisen, bringt den ganzen Erdtheil gegen Sie auf!" Zeigt drum aber doppeltes Interesse für den Zustand und (besonders) die Kirche Rumäniens, den Pflichtenkreis des Fürsten und die Versuche, ihm das Regentenleben zu verleiden. Karl ist zufrieden; ist entzückt. Doch der Plan der russischen Heirath scheitert, der Fürst freit Prinzessin Elisabeth von Wied („Les princesses allemandes sont si bien élevées", sagt Louis Napoleon, noch Europens Barometermacher); und der Dampfer, auf dem das junge Paar von Basiasch nach Turnu-Severin fährt, heißt „Franz Joseph". Als der deutsch-französische Krieg unvermeidlich geworden ist (vier Monate zuvor hat Bismarck an Karl geschrieben, „der politische Horizont habe eine so beruhigte Färbung, daß sich nichts darüber sagen läßt"), wird in der bukarester Kammer die Regirung laut gewarnt, sich von persönlichen Interessen leiten zu lassen, statt die einzig mögliche Politik, die von Rassensympathie gebotene, zu treiben; nur eine französische Politik werde die Nation dulden. Um sich zu halten, muß das Ministerium antworten: „Wo die lateinische Rasse kämpft, da sind unsere Sympathien; und unser herzlichstes Empfinden geleitet deshalb Frankreichs Fahnen". Wenn Karl noch gezweifelt hat:

jetzt muß er wissen, daß sein Thron auf dem schwanken Grunde des Landes steht, dessen Ehrgeiz gierig nach dem Titel der France de l'orient langt. Im Mai soll Rußlands Kanzler zu Chotek gesagt haben, er kenne Rumänien und wisse, daß es weder in sich haltbar sei noch auf die Länge eine fremde Dynastie ertragen werde. Soll; Andrassy, der immer vor russischen Umtrieben warnt, behauptet, daß Gortschakow so gesprochen habe; und knüpft daran den Satz: „Wir haben genug Schwierigkeiten und denken nicht an die Annexion Rumäniens; wir fürchten uns aber auch nicht vor ihm: denn wir sind unserer Rumänen, in Siebenbürgen, eben so sicher wie der echten Ungarn und die paar Unruhestifter, die sich ihre Instruktion von den bukarester Rothen holen, machen uns keine Sorge." (Où sont les neiges d'antan?) Als in der Heimath die Weihnachtfeier bereitet wird, ist der von der Kammermehrheit und ihrer „phanariotischen Perfidie" geärgerte Fürst dem Entschluß nah, von dem Thron zu steigen, auf den ihn vor fast fünf Jahren die Volkswahl hob. Er notirt in sein Tagebuch: „Herr von Prokesch-Osten, Oesterreichs Botschafter in Konstantinopel, verbirgt kaum noch seine Freude darüber, daß nun das Ende der Hohenzollerndynastie in Rumänien sicher bevorstehe und damit vielleicht eine noch größere Revanche der Habsburger an den Hohenzollern sich vorbereite." Der selbe Diplomat (dessen Klugheit schon seine frühen Urtheile über Bismarck und Manteuffel erweisen) hatte, zwölf Monate zuvor, den Rumänen gerathen, noch fünfzig Jahre lang, „was auch draußen geschehen möge", nur die innere Entwickelung, der geistigen und materiellen Kräfte, zu fördern; und prophezeit, das unabhängige, in Vollkraft erstarkte Rumänien werde alle Rumänen zu umfassen und, aus dem Landbesitz Oesterreichs und Ungarns, sich zu vergrößern trachten. (Von den fünfzig Jahren sind achtundvierzig verstrichen; und Karl hat sie weise genützt.) Aus Versailles schreibt Bismarck: „Die Thatsache, daß Eure Hoheit von Rußland keine Unterstützung, auch nicht eine diplomatische, zu erwarten haben, ist mit der traditionellen Politik dieses Reiches, die der Vereinigung der beiden Donaufürstenthümer (Moldau und Walachei) entgegen ist, im Einklang, während mir für die feindliche Haltung der wiener Politik gegen Eure Hoheit jede vom Standpunkt der östereichisch-ungarischen Politik mögliche logische Erklärung fehlt." Da Rado-

witz, Generalkonsul in Bukarest, ihm eine Resolution der Kammer gegen den Fürsten Karl gemeldet hat, erwähnt er noch einmal „die wiener Arbeit gegen die Konsolidation der inneren Zustände Rumäniens“ und deutet die Meinung an, daß Oesterreich-Ungarn diese falsche Weichenstellung einst bereuen werde. Unter allen Antworten der Staatschefs, die Karl, als Häupter der Garantiemächte, angerufen hat, ist die freundlichste Victor Emanuels, der von der Tradition herzlicher Freundschaft Italiens für Rumänien spricht. Genug ... So einfach, einfarbig, eintönig, wie mans jetzt darzustellen pflegt, war Rumäniens Verhältniß zu den Großmächten nicht. Oesterreich-Ungarn hat ihm manches Hemmniß bereitet. Der Hohenzollern konnte nicht hindern, daß während des deutsch-französischen Krieges sogar aktive Offiziere für Frankreich redeten, Artikel schrieben, Geld sammelten. Und der Stimmungumschwung, der die Mehrheit der Intelligenz in Zorn gegen Rußland trieb, war nur durch den thörichten Dünkel Gortschakows bewirkt. Der hat den Oberherrn Rumäniens gespielt; dem auf ostwärts vorgeschobenen Posten stehenden Hohenzollern die Faust gezeigt, die er wider das Haupt der gehaßten Emporkömmlingfamilie und dessen gewaltigen Diener nicht ballen durfte; und seinen kurzsichtigen Kaiser in den Entschluß dummen Uebermuthes geschwatzt, der Karl, dem Retter aus der Klemme von Plewna, das saftige Stück Bessarabiens nahm und dafür, als mageren Ersatz, die Dobrudscha gab (nicht die ganze, nicht einmal die ersehnte Grenzlinie Rustschuk-Varna). Nach so grausamer Enttäuschung war Rumänien, drei Jahre nach der endgiltigen Grenzregulirung, für den Antrag gestimmt, dem deutsch-österreichischen Bündniß (in dem Andrassy „den natürlichen Gegenzug gegen ein frankorussisches“ sah) sich anzugürten. Doch der Walachenblüthe war die Nothwendigkeit, sich von Rußland zu trennen und eines Tages am Ende gar für die Vormacht germanischer oder doch deutsch firmirender Reiche zu fechten, stets nur ein pis-aller und ein Aergerniß, dessen Mehlthau nicht währen und die Blättchen morden dürfe.

„Schon im vorigen Jahrhundert war es gefährlich, auf die zwingende Gewalt eines Bündnißtextes zu rechnen, wenn die Verhältnisse, unter denen er geschrieben war, sich geändert hatten; heutzutage aber ist es für eine Regirung kaum möglich, die Kraft ihres Landes für ein anderes, befreundetes voll einzusetzen, wenn

die Ueberzeugung des Volkes es mißbilligt. Deshalb gewährt der Wortlaut eines Vertrages dann, wenn er zur Kriegführung zwingt, nicht mehr die gleichen Bürgschaften wie zur Zeit der Kabinetskriege. Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem ‚Kampf ums Dasein‘ auf die Probe gestellt wird. Auch läßt sich durch einen Vertrag nicht das Maß von Ernst und Kraftaufwand sichern, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht.“ Diese Sätze Bismarcks (der auch daran erinnert hat, daß nach den im Deutschen Bund giltigen Staatsverträgen „theoretisch“ die Schlacht bei Königgraetz unmöglich war) blieben in ungeminderter Kraft, wenn Rumänien nützlich fand, die Verträge, die es an Mitteleuropa binden, noch fortlaufen zu lassen. Vielleicht, um (wie Italien im Verhältniß zu Frankreich und England) ein Drohmittel, für jeden Nothfall, in der Hand zu behalten; um zu zeigen, daß ihm auch andere Möglichkeit winke; um im Ost die zähen Russen zur Herausgabe eines Fetzens von Bessarabien zu bestimmen. Daß Rußland zu solchem Verzicht (auf ihm unnöthiges Land) klug genug sein werde, habe ich während des ersten Balkankrieges hier als eine „Möglichkeit“ erwähnt. Inzwischen hat es den Rumänen in den Besitz der lange erhofften Grenzlinie und in den Rang der Haemusvormacht geholfen: in Gewinn, der ohne Rußlands Zustimmung, Förderung nicht zu erlangen war. Wohin wies seitdem Rumäniens Lebensinteresse? Im Bund mit Oesterreich-Ungarn bliebe es immer Ambos, würde nie Hammer; könnte weder auf die Rückeroberung Bessarabiens noch auf den Verschluß des Bosporus rechnen. Müßte zwischen feindlichen Slawen und national blind eigensüchtigen Magyaren das trockene Brot des Elends essen. Auf die volle Nützung des rasch entwickelten Hafenverkehrs von Konstanza und (die Hauptsache) auf den Weg in das Großrumänien verzichten, das ihm, aus der Bukowina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten, einen Gebietszuwachs von fast hundertfünfzigtausend Quadratkilometern, einen Volkszuwachs von sieben Millionen Menschen bringen soll. (Diese Ziffern, auch höhere noch, geben die Schullesebücher, die Erläuterungen zu den Landkarten, die zwischen Roumanie Libre und Roumanie Asservie unterscheiden.) Mit

Rußland kann es sich über den Verschluß des Schwarzen Meeres und die Oeffnung der Dardanellen (zunächst mindestens für die Handelsflotte) leicht verständigen; die Interessenströme beider Staaten münden da in das selbe Bett. Im Frühling war Karls Großneffe zur Brautschau im Landhaus Nikolais. Spendet der Zar seiner Tochter als Mitgift ein Stück aus der Südwestrippe Bessarabiens: dann ist er auch den Walachen fortan nicht nur das Haupt der Orthodoxen Kirche, sondern ein allgütiger Halbgott. Versagt er's (Bessarabien hat schon von 1812, wo es, im Bukarester Vertrag, von der Moldau gelöst wurde, bis 1856 den Russen gehört) oder scheitert der Heirathplan: dann vermag sein Wille in Albanien, mehr noch in den ungarischen Gefilden, in die Herr Sasonow neulich an Bratianus Seite den Blick schickte, überreichen Ersatz zu bieten.

Karl Eitel Friedrich Zephyrin von Hohenzollern hätte sein Heer niemals gegen deutsche Krieger ins Feld geschickt. Stolz nannte er sich stets einen Sprößling des Zollernstammes; sprach und schrieb freilich mit nicht geringerem Stolz oft auch den Satz: „Die Hohenzollerndynastie an der Unteren Donau ist ein Faktor, mit dem man in Deutschlaud rechnet." Im November 1877, als das Rumänencorps die Türken aus der bulgarischen Festung Rahowa getrieben hat, denkt Karl, dem nun auch die russischen Truppen der vor Plewna lagernden Armee unterstellt sind, des Tages, der die Feldzeichen der Zollern zum ersten Mal vor Rahowa sah. 1396. Sigismund, der letzte Luxemburger, hat sich zum Ungarnkönig gekrönt und, um für den Türkenkrieg seinen Säckel zu füllen, die brandenburgische Alt- und Kurmark dem reichen Vetter Jobst von Mähren als Pfand verschrieben. Der sechste Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg, zieht mit ihm gen Südost; ist ein Führer des Heeres, das Rahowa und Widin erobert, bei Nikopolis aber vom ersten Sultan Bajesid geschlagen, zerrieben wird. Friedrich soll Sigismunds Leben gerettet haben. Der hat, nach Jobstens Tod, als Deutscher König dann den nürnberger Burggrafen als Verweser in die Mark Brandenburg gesandt und sie ihm 1415 unterthan. Nürnberg-Rahowa-Nikopolis-Berlin: so wunderlich zackt sich die Straße, auf der die Hohenzollern den Machtgipfel erklommen. Bei Nikopolis wagt, fast ein Halbjahrtausend nach Friedrichs Retterthat, der Zollern Karl auf einer winzigen russischen Schaluppe die Fahrt über die Donau. Dezember 1877;

zweiundzwanzig Grad Kälte; ringsum von heftiger Strömung getriebene Eisschollen. Da dräut Lebensgefahr. Der Fürst hält sich bereit, über Bord zu springen, wenn die gräulich blanken Unholde sein Kähnchen zerstoßen. Nach der Eroberung von Plewna ist seine größte Freude: ein gütiger Brief des Kaisers Wilhelm, der ihm den Orden Pour Le Mérite schickt und, da Rumänien nun vom Türkenjoch frei ist, nicht mehr zu seufzen braucht, ein Hohenzollern sei viel zu gut für den Stand unter der Osmanenmondsichel. Doch Karl hat, wie sein kluger Vater (der in der Neuen Aera Wilhelms Ministerpräsident gewesen war), gehofft, niemals zwischen der Heimath und Rußland wählen zu müssen. Karl Anton mahnt ihn: „Will Rußland den Krieg, so wird Dir wohl kein anderer Ausweg bleiben als der, mit dieser Macht zu gehen. Krieg gegen Rußland, zum Schutz der Neutralität, scheint mir für Rumänien eine Monstrosität zu sein, die selbst von Europa nicht verstanden würde." (Zwei Jahre danach spricht der gescheite Sigmaringer auch über Belgien Worte, aus denen die ins Himmelsblau Schwatzenden heute noch lernen könnten. Karl ist verstimmt, weil König Leopold zögert, sich am bukarester Hof durch einen Gesandten vertreten zu lassen. Der Vater schwichtigt: „Belgien muß, als neutraler Staat, warten, bis England vorangegangen ist. Belgiens Stellung ist von Frankreich und Deutschland in gleichem Maß gefährdet; seinen einzigen Halt hat es in England. König Leopold wünscht sehr, Dir angenehm zu sein; aber sein Ministerium läßt nichts zu, was bei den Großmächten anstoßen könnte. Schweden und Dänemark brauchen keine Rücksicht zu nehmen; sie sind staatsrechtlich ganz anders situirt als Belgien.") Der Sohn war vor dem Türkenkrieg entschlossen, unter allen Umständen mit Rußland zu gehen. „Ich habe mir meinen Weg vorgezeichnet. Militärkonvention und, wenns nöthig wird, Kampfgenossenschaft mit Rußland. Hier wird noch immer mit Volldampf versucht, uns von Rußland zu lösen; einzelne Mächte muthen uns zu, gegen den Einmarsch der Russen zu protestiren und mit dem Heer in die Kleine Walachei zurückzugehen. Du kannst Dir vorstellen, wie ich diese Zumuthung aufgenommen habe. Andrassy, mit dem ich auf freundschaftlichem Fuß stehe, kennt meine Auffassung und ist nicht sehr erbaut von ihr." Andrassys Meinung bleibt: „Rumänien hat, in seinem nationalen sowohl als im europäischen Interesse, den selben Beruf wie

Oesterreich-Ungarn: gegen die Slawisirung eines Theiles von Europa und speziell des Orients eine Barriere zu bilden. Ihre gemeinsame Aufgabe ist, das Zusammenfließen der nord- und der südslawischen Elemente zu hindern. Ein Abweichen von diesem Weg müßte für Oesterreich viele Gefahren, für Rumänien den Untergang bringen." Hats Karl jemals geglaubt? Daß Gortschakow ihm, dem Sieger von Plewna, Bessarabien nahm, hat ihn gekränkt; tiefer, daß Bismarck nicht für Rumäniens Recht eintrat. „Ueber die feindliche Haltung Rußlands wundere ich mich nicht; als Gegner ist mirs lieber als in der Rolle des Vormundes. Auf jede Weise drangsalirt es uns und findet dabei in Deutschland eine Stütze. Das unfreundliche Auftreten Deutschlands kränkt mich tief." In Berlin müht Paul Schuwalow sich, den Groll des Fürsten zu entgiften. Daß wir Russen, sagt er zu Karls Gesandten, „Sie thöricht behandelt haben, ist gewiß; aber Ihr habt auch manches Unschickliche gethan. Wozu streiten wir? Nirgends ist ein Grund zu finden; wir müßten immer in Eintracht leben." Das wünschte auch Karl. Doch selbst in der Vollkraft rüstiger Jugend war er nicht stark genug, um dem störrigen Herrenvolk an der Unteren Donau die Wahl des Schicksalsweges aufzuzwingen. An dem selben Julitag des Jahres 1870, da er an den Vetter Wilhelm schrieb, sein Gefühl werde „stets sein, wo das schwarzweiße Banner weht", sprach sein Minister Carp in der Kammer: „Wo Frankreichs Fahne weht, ist auch Rumäniens Gefühl und Interesse."

Seitdem ist zwischen den Dako-Walachen und diesem Deutschen die Kluft noch breiter geworden. Sie achteten den muthigen Offizier und tüchtigen Organisator; nickten, wenn erwähnt wurde, daß ihm das Land viel verdanke, riefen dann aber: „Fast so viel wie er dem Land. Was war er denn, ehe wir ihn krönten? Prinz einer Nebenlinie und preußischer Lieutenant." Wer ihn uns als die Hauptmacht und den herrschenden Kopf des jungen Königreiches zeigt, irrt oder möchte trügen. In Schicksalsstunden hat der Nationalwille den königlichen überrannt. Daß Rumänien die Grenze Silistria-Baltschik erhielt und zum bewunderten Bürgen des Balkangleichgewichtes wurde, war nicht Karls Verdienst. Der wollte nicht fechten. War rauh verstimmt, weil Berliner und Wiener ihren Botschaftern, den Grafen Pourtalès und Thurn, nicht befohlen hatten, an der petersburger Sängerbrücke zu dem Schwäch-

ling Sasonow zu sprechen: „Wenn den Rumänen nicht rasch die lange ersehnte Südgrenze gesichert wird, rücken sie in Bulgarien ein; werden sie dann von Rußland angegriffen, so leisten wir, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, ihnen Waffenhilfe.“ Das hätte gewirkt; den ganzen Orient endlich wieder erinnert, daß auch hinter der Donau noch stämmige Menschen wohnen. Drum eben geschah es nicht. Und ohne Großmachthilfe dünkte den alten Karl das Wagniß des Kampfes allzu gefährlich. Trotz den fünf Armeecorps, den Mannlichergewehren, Schneiders Haubitzen und Krupps modernsten Kanonen? Wie einen Peitschenhieb fühlt der Walachenstolz solche Zagheit. Noch ist Rumäniens Zukunft vor übermächtiger Drohung zu schirmen; jetzt oder nie. Ministerpräsident Majorescu muß in allen Hauptstädten anzeigen, daß Rumänien sich für den Fall eines neuen Balkankrieges das Recht zum Eingriff vorbehalte. Und nach den ersten bulgaro-serbischen, bulgaro-hellenischen Scharmützeln ertrotzt die Gluth des Volkswillens von dem greisen Kriegsherrn die Weisung zu schleuniger Mobilisation des Heeres. Der gute König wünschte sich und der Wahlheimath Ruhe. Bebrütete sacht schon die Feier der fünfzig ertragreichen Regirungjahre und scheute die späte Versträhnung in neue Wirrniß. Rußland hatte ihn einst unfreundlich, Deutschland kühl, Oesterreich-Ungarn unter aller Würde behandelt. Berlin und Wien sah er in seiner Hauptstadt zum Erbarmen schlecht vertreten. Aus Petersburg kam der Marschallsstab, kam der Gossudar aller Reussen nach Konstanza; und der schlanke Frauenverstand der Kronprinzessin ersann die Möglichkeit, ihrem Sohn aus dem Haus Holstein-Gottorp die Braut zu holen. Nie ward dem Haupt eines Balkanstaates solche Ehre. Karl hofft, Rumäniens Befreundung mit Rußland werde die Gefahr eines austro-russischen Krieges wegschieben (der, er weiß es, im Fall österreichischen Sieges nur der erste in einer Serie sein könnte). Da blitzt er aus heiterem Julihimmel. Einmal noch ergrimmt der greise König in jähen Zorn. Warum zog man ihn nicht ins Geheimniß? Warum ward weder aus Wien noch aus Berlin ihm der Wille zum Krieg angedeutet? Er hätte getrachtet, die Volksstimmung zu dämmen und seine Minister in bedachtsame Wägung des Nothwendigen und des Möglichen zu überreden. War er je treulos? Erwies irgendein Handeln ihn als deutschen Vertrauens Un-

würdigen? Nun ists für ihn zu spät. Wieder gellt aus einem beträchtlichen Volkstheil die Losung: „Jetzt oder nie; lassen wir Oesterreich-Ungarn hinter Deutschlands Schild erstarken, dann ist die Befreiung unserer Brüder mindestens für ein Menschenalter vertagt; sie werden morgen frei, wenn wir mit Rußlands Feldzeichen marschiren." Wieder sitzt ein Bratianu dem Ministerium vor; heißt Rußlands Feldherr Nikolai Nikolajewitsch. Der König mahnt, beschwört, läßt sich zur Bitte herab: vergebens. Mit Hellas und Serbien wird ein Nothpakt geschlossen; in das Albanien Essads (und San Giulianos) ein Papierbrückchen gebaut. Karl könnte nicht König bleiben, wenn sein Heer gegen deutsche Truppen ins Feld zöge. „Als Wahrer unserer Verfassung würde ich mich vor dem Volkswillen verbeugen; dann aber vom Thron steigen." In der bukarester Presse wird erörtert, ob ein der Verfassung durch Eid verpflichteter König, weil er Anderes will als die Nation, unter finsterem Himmel abdanken dürfe. Antwort: Nein; Vollstrecker der Mehrheitbeschlüsse zu sein, ward er gekrönt; und darf sie nicht durch Rücktrittsdrohung hemmen. „Ich habe dem Kaiser mein Wort verpfändet." „Ihrs; nicht Rumäniens. Dem wäre das gekräftigte Oesterreich-Ungarn ein unerträglicher Nachbar." Noch ists nicht so weit. Rumänien will warten; mit frischer Mannschaft und dem neusten Europäergeschütz erst auf den Kriegsschauplatz rücken, wenn der fettste Gewinn winkt. Karl braucht nicht in die Weinburg heimzukehren. Der alltägliche Kampf, das allnächtliche Leid dieser zwei heißen Monate haben aus dem siechen Leib den Kraftrest gezehrt. Doch er stirbt als König.

Wird als ein guter, gewissenhaft arbeitsamer König im Gedächtniß fortleben. Groß war er nicht; amusisch, ohne des Schöpfers Geist und Humor. Doch sauberen Gemüthes, im Kern edel, nie unklug und als Alternder oft klarer Weisheit nah. Er hatte wohl noch den (allzu früh von Deutschland vergessenen) Jean Paul gelesen und den Rath des bedachtsamsten Phantasten erlauscht: „Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf dem Thron." Wenn er sich ruhig hielt, durfte er hoffen, groß zu scheinen. Zeigte sich drum immer, auch dem Gast, mit dem er die Vermögensanlage beplauderte, im Würdengewand; kargte mit der Geberde; sprach und bewegte sich, als trüge über dem Generalsrock sein weißes Haupt die Krone. Der Neffe, der dem Kinderlosen (die Tochter,

die Elisabeth dem Gatten gebar, starb im vierten Lebensjahr) auf den Thron folgte, ist von ganz anderer Wesensfarbe; kann die fahrige Unstetheit aber schnell, auf der Höhe, verlernen. „Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen in ihre Herzen tief zurück und fesselt dort sie ein. Der Anblick aber eines neuen Fürsten befreit die lang gebundenen Wünsche. Im Taumel dringen sie hervor, genießen übermäßig, thöricht oder klug, des schwer entbehrten Athems." So (wie Goethes Polymetis sie dem Prinzen Elpenor ankündet) kann in Rumänien die Wirkung des Herrschaftwandels nicht werden. Die Dako-Walachen fühlen sich mündig und würden die Willensbindung, die dem behutsamen Karl nicht gelang, dem neuen König Ferdinand ungestüm weigern. Daß Deutschland dort nicht mehr ganz so schlecht wie zuvor vertreten ist und einen Polymetis aus der röthesten Schwadron durch den Karpathenwald und die Walachei birschen läßt, ist erfreulich; bürgt aber nicht für eine unserer Sache günstige Entscheidung. Der König, den sein Wollen als dem Staatsbedürfniß Fremden verriethe, könnte kaum noch den Söhnen den Thron retten. Die Uhr der Zeit, die den Monarchenimport forderte und förderte, ist auch in Südost abgelaufen. Ein Zollern, der Walache, ein Koburg, der Wallone oder Südslawe, ein Wettin, der Pole wird: in den Kindertagen der Volkheiten wars möglich; dürfte nie wieder sein. Wache Diplomatie mußte von den Wienern, vor der Beistandszusage, die reinliche Ordnung des Verhältnisses zu Italien und Rumänien verlangen. Unsere? Hat Todfeinde von gestern einander verbündet und die zwei Reiche, auf die unkundige Hoffnung rechnete, in mürrische Neutralität geärgert. Ein Meisterstück. Dessen Glanz aber nicht heller strahlt, wenn wir thun, als sei dieses Verharren in unfreundlicher Ruhe als ein Erfolg zu buchen, und mit würdeloser Schmeichelei Völker umwinseln, die nur noch erwägen, ob ein Feldzug wider uns sie auch sicher auf die Schanze des Siegers führen würde. Rumänien will nicht unser Freund sein. Das ist sein Recht. Unsere Pflicht, nach diesem Willen zu handeln.

Morituri te salutant.

Der vom Kindesgemüth empfohlene Versuch, die Anerkennung unseres Rechtes und sittsamen Wandels von der „Kulturwelt" zu erflehen, zu erschwatzen, zu erflennen, ist, wie jeder politisch Reife voraussehen mußte, völlig fruchtlos geblieben; hat

uns nur Hohn eingehandelt. Sogar aus den im Empfinden leidlich neutralen Ländern hagelt Spott auf die Häupter der Gelehrten und Künstler, die aus der Zeitung erlesene Lehre ins Weltall säen möchten. Ein beschämendes Aergerniß ist, daß die durch den Spätherbst hinkende Behauptung, das Deutsche Reich sei nicht des Neutralitätbruches schuldig, überall mit der Wiederholung der Worte geköpft wird, die Herr von Bethmann, leider, am vierten Augustmittag sprach: „Unser Handeln widerspricht dem Völkerrecht. Wir waren gezwungen, uns über die berechtigten Proteste Luxemburgs und Belgiens hinwegzusetzen. Dieses Unrecht machen wir gut, sobald wir unser militärisches Ziel erreicht haben." Die Bürde solchen Bekenntnisses (das dem Bekenner die Mitwirkung zum Friedensschluß, auch nach dem glücklichsten Kriegsverlauf, ungemein erschweren müßte) kann nur ein unbescholtener Geschäftsführer vom Nacken des Reiches nehmen. Den Wimmernden antwortet die „Kulturwelt" mit Hohngelächter. Damit die Nachbarschaft nicht das Aergste einschlürfe, was über die biederen Excellenzen, Magister, Kunstbonzen in zwei Erdtheilen geschrieben ward, lasse ich hier nur drei ruhige Stimmen hören. „Die Schweiz wird mit Zeitungen, Bändchen, Flugblättern, Aufrufen, Briefen (Einzelner und ganzer Gruppen) überschüttet. Die Verfasser scheinen zu glauben, nur Deutschland kenne die Wahrheit und die Menschheit aller anderen Länder irre im dichten Nebel der Unwissenheit. Auf jedem Blatt, in jedem Heft steht, was aus dem selben Land der Wind uns schon gestern herübertrug. All diese deutschen Werbeschriften ähneln einander, noch im Ausdruck, so, daß der Leser vermuthen könnte, sie seien von fleißigen Schülern dem Diktat des Lehrers nachgeschrieben worden. Der ‚Aufruf an die Kulturwelt' ist nur ein Bißchen besser geschrieben als die früheren Schularbeiten. Wir hören die große deutsche Glocke, deren Strang jetzt so hastig bewegt wird; aber wir hören auch die französische, die britische, die belgische Glocke und manche andere noch. Die Intellektuellen Deutschlands könnten die Werbermühe sparen: sie überzeugen uns nicht im Allergeringsten. Wir sehen Thatsachen, die Deutschland nicht sieht, weil sie ihm verborgen werden. Deutschland schläft und erfährt nicht, was draußen ist. Nach dem Erwachen wird es Gräßliches schauen." (Journal de Genève.) „In Schweizers klassischer ‚Geschichte der schweizerischen Neutralität' lesen wir: ‚In dem Vertrag vom vierzehnten Dezember 1831 bestimmten die vier

Garantiemächte (die sich von Frankreich getrennt hatten) die Zerstörung der belgischen Festungen Ath, Mons, Menin, Philippeville, Marienburg und verpflichteten Belgien, die anderen in gutem Stand zu halten; in einem geheimen Artikel aber ließen sie für den Kriegsfall die Aufnahme preußischer und englischer Garnisonen in diese Festungen garantiren. So bemühte sich die Mehrzahl der Garantiemächte selbst, die eben beschlossene Neutralisirung wieder zu untergraben und Belgien in einem künftigen Krieg auf die antifranzösische Seite zu ziehen.‘ So haben England und Preußen die Belgier im ersten Stadium ihrer Neutralität erzogen. Und heute wird Belgien eines Verbrechens geziehen, weil es für den Fall des Angriffes von der Seite einer Garantiemacht mit anderen Mächten unterhandelt hat.“ (Basler Nachrichten.) „Die Vertreter deutscher Kultur handeln wie auf frischer That ertappte Wilde: sie leugnen das jedem Auge Sichtbare. Wie der vom Richter verhörte Dutzendangeklagte rufen sie: ‚Es ist nicht wahr!‘ Und unter diesem unwahrscheinlichen Schriftstück finden wir die Namen von Professoren, die in den Hochschulen Geschichte lehren! Ihre Darstellung nachprüfbarer Ereignisse läßt uns ahnen, was diese Teutonen aus der Geschichte entschwundener Jahrhunderte machen. Friedrich der Zweite hat seine Leute, die Gelehrten mit der flinken Feder und dem biegsamen Rückgrat, gekannt; deshalb sprach er nach dem Einbruch in Schlesien: ‚Zunächst greife ich zu; danach finde ich schon Doktoren, die beweisen, daß ich im Recht war.‘ Heute ists anders. Die Doktoren, die der Welt das erbärmliche Zerrbild einer Wissenschaft anbieten, werden nicht das letzte Wort sprechen.“ (Le Temps.) Ists nun nicht, endlich, genug? Oder soll die unerbetene Fürsprache uns noch vor dem Schöffenstuhl der Roosevelt, Leoncavallo und anderer Schimpfer, die in Berlin, von Hof, Universität, Presse, verhätschelt wurden, entschuldigen?

Weiter. Sei getrost, Deutscher: Präsident Poincaré will Dich nicht, wie Ungeziefer, vernichten. Er sagts. „Die groben Worte, in denen unsere Presse täglich über das deutsche Volk spricht, mißfallen mir mehr als jedem Anderen. Wir kämpfen für das Recht, kämpfen gegen eine dem Europäer unerträgliche Feudalherrschaft; aber wir denken, als echte Söhne der Revolution, nicht an die Vertilgung irgendeines Volkes. Die Schweiz ist, im Kleinen, schon, was Europa, nach dem Wunsch aller Weisen, werden soll: unter ihrem Dach leben sonst einander stets verfeindete Rassen nicht nur

in ungestörtem Frieden, sondern in brüderlicher Eintracht." (La Guerre Mondiale.) Herr Clemenceau kann uns nicht so glimpflich behandeln wie sein Erzfeind Raymond; denn er hat ergründet, was wir der besiegten Republik abfordern würden. „Alle Kolonien. Das Land zwischen Saint-Valéry und Lyon: mehr als ein Viertel vom Boden, mehr als fünfzehn Millionen von der Menschheit Frankreichs. Einen Handelsvertrag, der allen deutschen Waaren für ein Vierteljahrhundert freien Einlaß in Frankreich sichert, allen französischen den deutschen Markt sperrt; erst 1940 tritt der Frankfurter Vertrag wieder in Kraft. Erst dann darf Frankreich auch wieder Rekruten ins Heer stellen. Bis ins Jahr 1940 gelten alle deutschen Patentrechte in Frankreich, sind alle französischen in Deutschland ungiltig. Eben so lange ist die Republik dem Deutschen Reich fest verbündet und von Rußland und Britanien geschieden. Sie zahlt dem Sieger zehn Milliarden; liefert ihm drei Millionen Gewehre, dreitausend Geschütze, vierzigtausend Pferde aus; und schleift alle Festungen. Das sind, nach dem Ausspruch des Botschafters Bernstorff, Deutschlands zehn Gebote. Er hat ferner gesagt, das Deutsche Reich werde Rußland erkaufen, Britanien den Gnadenstoß geben und Frankreich für immer in den Rang Portugals niederducken; auch wenn es zuvor fünf Millionen Franzosen töten müsse." (L'Homme Enchaîné.) Staunt Ihr? Hunnen ist das Grasseste zuzutrauen. „Ein vertrauenswürdiger Freund hat uns einen Armeebefehl des Deutschen Kaisers vorgelegt, der also lautet: ‚Als König und Kaiser befehle ich, daß Ihr fürs Erste alle Kraft an die Erfüllung der einen Pflicht setzet, die Verrätherei Englands zu rächen und das verächtliche Heerhäufchen des Generals French zu überrennen. Großes Hauptquartier in Aken, am neunzehnten August.' Jeden Briten muß dieser ungeheuerliche Befehl empören." (The Times.) Diese Empörung bleibt nicht stumm. „Der Deutsche muß den Sinn des Wortes ‚Kaiserismus' erkennen lernen. Wir werden nicht, wie Wilhelm der Wilde, unseren Fliegern befehlen, kleine Kinder als Ziel ihrer Bomben auszusuchen. Die Heldenthat, einen Säugling zerschmettert zu haben, belohnen wir nicht mit dem Eisernen Kreuz. Aber wir müssen uns zu unbarmherziger Vergeltung entschließen. Dann wird der Kaiser bald zu winseln anfangen. John Bull unterscheidet den Boxer vom Würger. Jeder Bürger des Deutschen Reiches muß die Peitsche der Kulturvölker auf seinem Rücken fühlen. Wir wären Dummköpfe, wenn wir nach

unserem Einmarsch Deutschland schonten. Ihr, Deutsche, habt Loewen und Termonde verbrannt; ohne Grund: nur, weil Eure Zerstörungsucht danach lechzte. Um Eure teuflische Lust zu sättigen, habt Ihr belgische Frauen und Mädchen geschändet. Wir werden Köln verbrennen, um zu spüren, wie Euch der bittere Trank mundet, den Ihr einem unschuldigen, unschädlichen Volk einzwanget. Mäßigung wäre Schwachheit. Gegen tolle Hunde und blutdürstige Tiger ist Grausamkeit Pflicht.“ (The Financial News.) Der Vergleich klingt unhold; doch ist er nicht gerecht? „Die viehischen Deutschen scheuen keine Schandthat. Während der Beschießung von Sampigny sind Wilhelms dreckige Säufer nach Aubécourt vorgedrungen und haben ihre von unseren Kugeln getöteten Leute ins Erbbegräbniß der Familie Poincaré bestattet. Wenn die Deutschen zum Angriff vorrücken, decken sie sich durch einen Wall aus den Leibern belgischer oder französischer Frauen, Kinder und Greise. Vor dem kalten Stahl der Bayonnette erfriert ihnen das Knochenmark. Im Nahkampf entscheidet Kühnheit: drum gewährt er uns immer den Sieg. Frankreichs Boden wird bald von den Einbrechern frei sein. Dann haben wir nur noch das tapfere Belgien aus seinem Leid zu erlösen, bevor wir in Gemeinschaft mit den Russen das Räubervolk strafen, dessen Vernichtung von dem Ehrgefühl und dem Ruhebedürfniß der Menschheit gefordert wird. Wer die Wucht der russischen Siege kennt, muß merken, daß die große Dampfwalze ihr Werk begonnen hat. Kaiser Wilhelm ist schlaflos geworden, sieht sehr müde aus und kann die Nervenzerrüttung nicht mehr verbergen. Der Milliardär Carnegie sagt über ihn: ‚Er ist der traurigste und des Mitleides würdigste Mensch in Europa. Die Militärpartei hat den Krieg erzwungen, während der Kaiser auf seiner Yacht war. Als er heimkam, war das Unglück geschehen.‘ Die Nachwelt wird diesen letzten Hohenzollern Wilhelm den Kleinen nennen. Wo ist der Sieg, den er suchte? Die Fahnen und Geschütze, die wir seinem Heer abnahmen, geben deutliche Antwort. Hunderttausend Deutsche sind schon in den ersten zwei Kriegsmonaten in Frankreich gefallen; mitten in wilder Verwünschung des Kriegsherrn ist ihre Zunge erstarrt. In dichten Schaaren sieht jede unserer Provinzen deutsche Gefangene einrücken. Und das überlebende Heer ist von den Gefilden der Ile-de-France schon bis hinter die Somme gewichen. Diesen Erfolg danken wir dem Kronprinzen, nicht, wie bisher geglaubt wurde, dem General von

Kluck. Dessen Reiter waren schon bei Chantilly. Die Armee des Kronprinzen hatte sich verspätet, kam dann in Eilmärschen vor, wurde aber geschlagen, mußte in Hast vierzig Kilometer rückwärts laufen und zwang die Generale von Bülow und von Kluck, ihr zu folgen. Sonst wäre das ganze Heer zerrieben worden. Der Kronprinz, dem in Berlin allerlei Heldenleistungen angelogen wurden, hat unser Paris gerettet. Jetzt speien die blöden Automaten Attilas des Zweiten schon wieder aus ihrer Riesenschnauze Geschosse auf die Kathedrale von Reims. Die herrliche Kirche, das Säkularkleinod, war nur verwundet. Die Vandalen wollen sie töten." (Le Matin.) Straft sie, noch vor French & Co., der Herr Gott? „Prinz Adalbert von Preußen ist seiner Wunde erlegen. Den verwundeten Prinzen Joachim läßt der Vater nicht wieder an die Front. Prinz Eitel ist vom Pferd gestürzt und hat beide Knie gebrochen. Prinz Oskar sah zehn Offiziere, die ihn decken wollten, fallen und leidet seitdem an Herzkrämpfen. Der Kronprinz hat durch seine Flucht die ganze Offensive vereitelt. Und der Kaiser selbst ist schlaflos, von Nervenschmerz, Bewußtseinsstörung, Herzschlagsstockung gepeinigt. Seine Eingriffe ins Oberkommando zerstören die ganze Organisation und seine erfahrunglose Eitelkeit wird allen Wunden Germaniens schließlich den Brand zuziehen." (Herr Jean Richepin in Le Petit Journal.) „Die deutschen Truppen zwangen vierzig belgische Bürger, vor ihrer Front ins Gefecht zu gehen. Mancher Belgier ist so von belgischen Soldaten getöten worden. Unter den in Gent angelangten deutschen Gefangenen erkannte ein Priester einen, der fünf Bürger gemordet hatte. In Aalst haben die Deutschen sechsundzwanzig Bürger verhaftet und ihnen die Unterzeichnung des Bekenntnisses abgepreßt, daß von den Einwohnern auf Deutsche geschossen worden sei." (Leidsch Dagblad.) „Der Kaiser hat sich aus einem nassen Schützengraben eine Lungenentzündung geholt." (La Suisse.) „Ihr Sohn kehrt aus den verwüsteten Bezirken von Dinant, Loewen, Dendermonde mit dem Eisernen Kreuz zurück, das ein heiliges Wahrzeichen schändet und, als ein Hohn auf das den Christen theure Sinnbild, zum Himmel schreit. Diesen Sohn neide ich Ihnen nicht. Ich danke Gott dafür, daß unsere Frauen ihre ins Heer eingereihten Söhne in der festen Zuversicht umarmen dürfen, daß sie Krieger, nicht Mörder ans Herz drücken." (Ein Brief an die Kaiserin; in Huisgezin.)

Enthebe Dich, Deutscher, dem Wahn, Marokko sei dem Fran-

zosenreich einverleibt. „Aufrichtig und herzlich danke ich Eurer Majestät für den werthvollen Beistand, den Sie der Republik gegen einen Ueberfall so willig gewährt haben. Diese That Eurer Majestät beweist abermals, daß unsere Länder durch die Gemeinschaft der Interessen und des Empfindens unlöslich verbunden sind. Poincaré.“ „Wir sind auch ferner bereit, Ihnen jede Hilfe zu leisten, die von den Umständen gefordert wird. Frankreichs Heer kämpft für die Ehre und den Ruhm seines Landes und Wir blicken mit felsfester Zuversicht auf seine Fahne. Wie könnte in Uns Zweifel aufkommen? Schon sind die ersten Siege erfochten und über dem Haupt Ihres Feindes werden die Vorzeichen sichtbar, die ihm Zusammenbruch und Untergang ankünden. Muley Jussef.“ Noch also giebts edelsinnige Herrscher. Aber auch böse. „Der Gott, den Wilhelm täglich anruft, hat eine erschreckende Aehnlichkeit mit dem Satan. Dieser grause, mit Blut besudelte, von den Trümmern zerstörter Städte umgebene Tartufe schaut auf verwüstete Triften, auf hohe Leichenhaufen, auf zerfetzte Frauenleiber: und beleidigt dann mit Heuchlergebeten den Gott der Güte. Doch Tartufe ward besiegt: seine Truppen konnten Leichen auf unsere Felder häufen, nicht einmal von Weitem aber die Wälle von Paris sehen und schon naht mit fürchterlich dumpfem Geräusch ihrem Lande das ungeheure Russenheer. Der Satan, den Wilhelm der Zweite Gott nennt, ist nicht der Stärkere.“ (Senator Camille Pelletan im Matin.) „In Wales hat ein Marineoffizier erzählt, sein Vater habe den sechsjährigen Prinzen Wilhelm von Preußen, der sich den Fuß verstaucht hatte, auf dem Arm einst an Bord eines englischen Kriegsschiffes getragen und später oft bedauert, daß er den Knaben, den Kaiser von heute, nicht ins Wasser fallen ließ und dadurch der Welt eine Fülle bitteren Leides erspart. Die Deutschen verpesten alle Quellen und Bäche mit dem Gift ihrer Pferdekadaver. Sie mißbrauchen die Binde des Rothen Kreuzes und schleppen auf Krankenbahren Gesunde in Schützengräben. Bei Nachtangriffen treiben sie französische Gefangene vor sich hin, um uns zur Einstellung des Feuers zu zwingen.“ (Le Matin.) „Das Genie unseres Volkes nennt die Deutschen: les Boches. Der Name zeichnet deutlich, was er zeichnen will: Dummheit und Roheit, Klotzköpfe und Plattfüße; die Horde! Die Strategen und Taktiker, die Loewen, Malines, Reims, Senlis, Soissons einäschern ließen, die Helden, die Maschinengewehre auf Wagen des Rothen Kreuzes stellen,

die Soldaten, die, als wollten sie sich ergeben, die Hände himmelan strecken und dann auf unsere arglos herbeieilende Mannschaft schießen, die zierlichen, in Damenhemdchen gekleideten Lieutenants, deren Sadismus den Leuten Gräuel befiehlt: Les Boches." (Akademiker Maurice Donnay im Figaro.) „In Berlin sind die Lebensmittelpreise so unerschwinglich geworden, daß die Behörde die Herabsetzung befehlen mußte. Das kann nicht nützen. Ueber Deutschland schwebt die Geißel der Hungersnoth; bricht gar erst die Winterskälte herein, dann kämpft an jedem deutschen Herd die Noth für unsere Sache." (Le Journal.) „Wo der Kaiser sich zeigt, wendet der Schlachtengott sich von den Deutschen. Hat Wilhelm den Bösen Blick oder erleichtert seine eitle Unwissenheit jedem feindlichen Heer den Sieg?" (The Times.) „Der Kaiser weiß jetzt, daß sein Militarismus vom Kreuzzug aller Europäer bedroht wird und daß ein endgiltiger Sieg Deutschlands unmöglich geworden ist. Noch sagt er, er werde bis zur letzten Patrone kämpfen. Wo aber wird er sein, wenn Deutschland seine letzte Patrone verschießt? Die Verlogenheit der offiziösen Presse, die den Deutschen nur Siege meldet, die Niederlagen und ungeheuren Verluste nie erwähnt, kann den Schritt der Wahrheit nicht lange mehr fesseln. Welche grausame Enttäuschung steht den Deutschen bevor. Eines Tages müssen sie der Wahrheit ins Antlitz blicken: und dieser nahe Tag wird ihnen Schreckliches entschleiern. Schon bereitet ihr Heer den Rückzug aus Frankreich und sucht sich vor Verfolgung zu schützen. Bei Lüttich sind alle Brücken gesprengt worden, die unsere Armee betreten könnte; und die rheinischen Festungwerke werden, mit beträchtlichem Arbeitaufwand, für die Vertheidigung zugerichtet. General von Moltke ist in Ungnade gefallen. Der deutsche Generalstab wird von den Günstlingen des Kaisers geleitet. Oft scheiden sich die Meinungen und die planlose Wirrniß wird durch Wilhelms alltägliche Eingriffe noch verschlimmert." (Le Figaro.) „Wenn die Offiziere sie nicht mit der Reitpeitsche oder mit Fußtritten ins Feuer jagen, fliehen die jämmerlichen Deutschen oder betteln um Gnade. Ein an der Grenze verwundeter Offizier sagt Jedem, ders hören will: ‚Meine Wunde ist nicht der Rede werth. Die Deutschen sind, alle, feig und die einzige Schwierigkeit, die uns dieser Feldzug bietet, ist, die Kerle zu fassen. In dem Gefecht, wo ich meinen Ritzer erhielt, mußten wir sie durch Schimpfreden in den Entschluß zum Kampf treiben.' Und unsere Lehrer zankten, weil

wir aus der deutschen Sprache uns am Liebsten die Schimpfwörter einprägten. Das war, wie man nun merkt, nicht unnützlich. Vor ein paar Tagen haben, nach einem Scharmützel, unsere Reiter dem einzigen Gefangenen, der nicht von Angst geschlottert, sondern tapfer gekämpft hatte, einen guten Trunk bezahlt. Meist ächzen die Feiglinge: ‚Das ist nicht ein Volkskrieg, sondern ein Offizierkrieg.‘ Na, unsere Väter können mit uns zufrieden sein. Wir geloben, daß wir die Rache, die ihnen versagt blieb, bis auf den Grund des Kelches auskosten werden.“ (L'Écho de Paris.) Sie können's besser. Hungersnoth, Seuche, Aufruhr in Rußland, Serbien, Egypten, Indien, Perser, Iren, Afghanen, Australbriten, Chinesen, Araber wider den Bund der Sechs gewaffnet: auch bei uns wird allerlei Nettes geleistet. Doch wir lesen nicht, daß General Joffre sich von Menschenfraß nährt; und stehen staunend vor dem Völkergewissen, das froh aufhorcht, wenn ihm gemeldet wird, der Feind, der ihm bis vor Lille und Verdun, Suwalki und Warschau den Reichsleib knebelt, sei so hundsfötisch feig, daß er dem Schützen überall nur den Hintern zeige. Wie, parbleu, kam er so weit?

Nenia.

Im fahlbraunen Herbstkleid vergrämt sich die Sonne. Auf den von Bäumen gesäumten Straßen viel welkes Laub, dessen greisenröthliche Lebensfarbe auf nassen Steinen rasch modert. Schwarz verschleierte Frauen. Krieger mit verbundenem Kopf, lahmem Arm, an der Krücke. Und noch nicht würdige Andacht; in der zwölften Kriegswoche noch nicht. Heitert die strotzende, vom leichtesten Sinn so nicht geahnte Urgesundheit des Reiches und seiner Hauptstadt die Stirnen? Wohin Ihr den Blick schicket: Jungmannschaft und Landwehr in Fülle. Wers nicht wüßte, könnte nicht merken, daß Millionen im Feld sind. Sähe ein unbefangener Feind dieses deutsche Leben: der Eine ließe sich nie wieder belügen. Der Kaufmann seufzt seltener als im August. Die Läden sind nicht mehr öde; wo Wolle, billiger Pelz, Unterzeug, Kinderkleider zu haben sind, drängt und schiebt die Menge sich vom Wahltisch an die Kasse. Hypothekenzins, Miethe, Lohn sind fast überall pünktlich gezahlt worden. Den Banken wird viel mehr zugebracht als entnommen. Für die der Kriegsindustrie wichtigsten Rohstoffe, Salpeter, Blei, Kupfer, ist auf lange Frist vorgesorgt; der Eintausch von Baumwolle für Farbstoffe angeboten; jede Bezugsmöglichkeit auf einen

Organismus gestützt. Waffen und Munition, Stiefel und Uniformen, Automobile und Aeroplane: solche Arbeit schwitzt Gold. Wo Zimmertand elektrifizirt wurde, bereiten sie jetzt Granaten. Wo fünftausend Menschen gestern hastig den Magen stopften, werden heute fünfzigtausend Fleischkonserven reisefertig gemacht. Nirgends spüret Ihr Mangel. In Schanzthurmes Höhe häuft sich das Fleisch, zu Wällen die Räucherwaare, zum Gebirg das Obst. Die Preise werden nicht so laut bestöhnt wie in mancher Friedenszeit; Gewissensangst, nicht nur das Militärkommando, verbietet die Uebertheuerung. Noch wird mit Licht und Wärmkraft nirgends geknausert. Ueberall flammt es, strahlt und glüht. Kaffeehäuser und Bierschänken voll. Draußen die lange Linie vieräugiger Autos und hundert Knäuel geputzter, mit Duft besprengter Menschen. Feile Brüste unter Zobel oder Weißfuchs; zweifarbige Lackschuhe über Seidenflorstrümpfen. Und drüben, im Erdgeschoß, ist Theebänkelei. Hinter der Scheibe wippt vom Podium ein schwarzer Reiher. Da singt wohl ein Mädel Zötchen; danach was vom Vaterland.

Dürfen wir Den beneiden, ders erträgt, gar ersehnt? Muß Kraft sich in Wüstheit ausprotzen? Zehntausende, Aberzehntausende sind vorm Feind gefallen, in Sümpfen erstickt, Hunderttausend verwundet, Viele, gewiß Viele gefangen worden. Starke Jugend; die hoffte und Hoffnung war. „Unser Einziger"; „meines Lebens Inhalt und Glück"; „er war noch nicht zwanzig": alltäglich leset Ihr Solches. Kein schönerer Tod ist in der Welt. Hört Ihr, Mann und Weib, die alte Weise, aber nicht allzu lustig?

„Mein junges Leben (so tönt es auf finsterem Weg ins Herz) hat mich gewidert. Was galt es denn? Geschwind auf ein Hügelchen zu klettern. In Werkstatt, Kontor, Laden, Hörsaal heller als die Nachbarn zu leuchten. Brauchbares zu lernen; Münzbares. Geld zu machen und ein ‚korrektes' Leben zu zimmern. Liebschaft war erlaubt; hinter dem Zaun. Den Anständigen sollte man den schwanweißen Jungferich vorgaukeln; bis Zehn: später lutscht auch die Bürgerfamilie gern Zoten. Immer die selbe Schinderei; ‚sonst kommt man heutzutage nicht vorwärts.' Arbeit ohne innere Freude. Ein Ziel, das nur Seichtlinge lockt. Und nach der Fron rohes Vergnügen. Romanluft war nicht in meinem Schädel. Aber die Vorstellung, bald mit Einer zu hausen, deren Mitgift meine Einkunft rundet (und eine Lieblichere nährt), war mir ekel. Muß ja sein; wie käme Unsereins je in halbwegs behagliche Ordnung und Vater-

schaft? Also: im Teich mitschwimmen; viel Tanz und ein Bischen Tennis; B. Z. und Illustrirte; Höcker und Metropol; den richtigen Hut aufhaben und ,tadellos' sein. Einer wie Alle. Ist nicht Rede, Geberde, Gang aller der selben Berufsschicht Angehörigen gleich? Um Staat und Reich hatte ich mich nie gekümmert. Wozu denn? Wir kommen nicht heran; kaum in die Meinung, daß sichs um unsere Sache handle. Ein Genie selbst könnte sich ohne Geld und Gunst nicht durch den Thorspalt klemmen. Ich wünschte mich ins Ausland; nach London oder New York, wo stramme Arbeit reichlicher zinst und nie Einer fragen soll, ob man Doktor oder Knopfhandelsgehilfe sei. Niemals lernte ich fühlen, was Deutschland ist, bis ich im grauen Waffenrock aus der Heimath zog. An Wiedersehen dachte ich nicht. Wußte aber, wofür ich sterben ging; wofür zu leben nun lohnen wird. Unser Deutschland wird weit und hell. Im neuen Haus wirds nicht mehr muffig riechen. Nach See, wie in Ostende. Da war mein Abschied. Das bleibt uns. Muß. In unserer Compagnie herrschte Hans Furchtsam. Der meinte, wir dürfen Belgien nicht behalten; seien durchs Wort gebunden; fremde Rasse; König und Königin deutscher Abkunft; ich solle mal die Bayern fragen, ob sie bluten, damit ihre Prinzessin den Thron verliere. Höchstens sei Zoll-, Eisenbahn-, Postgemeinschaft und Mitregentschaft im Kohlenreich möglich. Dummes Zeug. Lieber gar nichts als solches Gezwitter. Das, hofften wir Jungen, werde das Volk auch nicht dulden. Denn morgen redets drein; bescheiden, doch deutlich. Weiß jetzt ja, was draus werden kann, wenn es schweigt, das Leben verdöst, verschachert, verjuchheit und ums wichtigste Geschäft nicht sorgt. Wir hatten nichts Anderes als Kram und gepökelte Luft. Gingen in Tod, ohne Leben und Lebenswerth gekannt zu haben; deshalb ohne tiefes Abschiedsweh. Die Kreuzbinde ließ lange warten. Ich hatte Muße, zum ersten, zum letzten Mal nach innen zu gucken. Nicht in Jahren sieht ein Gesunder so viel. Keine Noth bräche deutsches Eisen. Wir stoßen den Riegel von dem geräumigen Haus. Aber auch unsere Seele muß aus der Enge. Fest, frei, stolz und demüthig sich der Heimath verloben; der neuen, die ein Strom jungen Blutes erstritt. Die werde unseres Willens Gefäß; sonst schmeckt der Würztrank noch schal. Wir waren mürrisch oder lustig. Das große, ohne Steifheit vornehme Deutschland wird mannhaft froh; lernt also heiligen Ernst."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.





Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit **herrschaftlichen Wohnungen von 4—7 Zimmern** fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben **Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc.** Einige Häuser sind auch mit **moderner Ofenheizung** ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengelass versehen. **Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens.** Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 96 E, 99, 35 und 44, Autoomnibus 4c. **Die Fahrzeiten** betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

nach dem **Halleschen Tor ca. 7 Minuten,**
„ der **Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,**
„ der **Ritterstrasse—Moritzplatz ca. 15 Minuten,**
„ dem **Dönhoffplatz ca. 15 Minuten.**

Eine **neue Linie** wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, **in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.**

Die untere Hälfte des **Parkringes,** welcher mit **reichlichen Spielplätzen** und einem **grösseren Teich,** der im Sommer zum **Bootfahren** und im Winter als **Eisbahn** dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im **Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes,** Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, **Telephon Amt Tempelhof 627,** und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich **Anschluss von Waschtoiletten** an die **Warm- und Kaltwasserleitungen,** bezüglich der **Auswahl der Tapeten** wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Für Inserate verantwortlich: Paul Wolff. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.